

## VON DEN ORTEN ZU DEN NICHT- ORTEN

Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart, die sie begrenzt und für sich beansprucht - in dieser Versöhnung erblickt Jean Starobinski das Wesen der Moderne. In einem jüngst erschienenen Aufsatz bemerkt er dazu, eine Reihe von Autoren, die repräsentativ für die Moderne in der Kunst seien, hätten sich »die Möglichkeit einer Polyphonie geschaffen, in der die virtuell unendliche Verschlingung der Schicksale, Taten, Gedanken und Erinnerungen sich auf eine Baßstimme zu stützen vermag, welche die Stunden der irdischen Zeit schlägt und den Platz markiert, den darin einmal das antike Ritual einnahm (und noch immer einnehmen könnte)«. Er zitiert die ersten Zeilen des *Ulysses* von Joyce, in denen die Worte der Liturgie erklingen: »*Introibo ad altare Dei*«, den Anfang von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, wo die Runde der Stundenschläge des Glockenturms von Combray den Rhythmus »eines ausgedehnten und einzigartigen bürgerlichen Tages« vorgibt, sowie *Histoire* von Claude Simon, wo

»die Erinnerungen an die Klosterschule, die lateinischen Gebete am Morgen, das Benedicte am Mittag, das Angelus am Abend Merkzeichen setzen unter den Ansichten, Schnitten, Zitaten aller Art, die aus sämtlichen Zeiten des Daseins, der Phantasie und der historischen Vergangenheit stammen und die sich in scheinbarer Unordnung wuchernd um ein zentrales Geheimnis bewegen ...« Diese »vormoderne Figuren der kontinuierlichen Zeitlichkeit, von denen der moderne Schriftsteller zu zeigen versteht, daß er sie keineswegs vergessen hat, obwohl er sich gerade davon freimacht«, sind zugleich spezifische räumliche Figuren einer Welt, von der Jacques Le Goff gesagt hat, daß sie seit dem Mittelalter um ihre Kirche und ihren Glockenturm herum durch die Versöhnung einer neu zentrierten Landschaft mit einer neu geordneten Zeit entstanden sei. Starobinskis Aufsatz beginnt bezeichnenderweise mit einem Baudelaire-Zitat aus dem ersten Gedicht der *Panser Bilder*, welches das Schauspiel der Moderne und »[...] der Werkstatt Schwatz und Sang, die Schornsteine und immer/ Euch Glockentürme, die ihr der Städte Masten seid,/ Und weite Himmel, die uns träumt die Ewigkeit« in einer einzigen großen Gebärde vereint.

»Baßstimme« - der Ausdruck, den Starobinski gebraucht, um an alte Orte und Rhythmen zu erinnern, ist sehr treffend: Die Moderne löscht sie nicht aus, sondern rückt sie in den Hintergrund. Sie zei

gen gleichsam die Zeit an, die vergeht und überlebt. Sie überdauern wie die Worte, die ihnen Gestalt verleihen und weiterhin Gestalt verleihen werden. In der Kunst bewahrt die Moderne sämtliche Zeiten des Ortes, wie sie im Raum und im Wort fixiert sind.

Hinter dem Kreislauf der Stunden und den ausgezeichneten Punkten der Landschaft finden wir in der Tat Worte und Sprachen: die eigentümlichen Worte der Liturgie, des »antiken Rituals«, im Kontrast zu denen der Werkstatt mit ihrem »Schwatz und Sang«; Worte all derer auch, die erkennen, daß sie derselben Welt angehören, weil sie dieselbe Sprache sprechen. Der Ort erfüllt sich durch das Wort, durch den andeutungsweisen Austausch einiger Kennworte, im Einverständnis und in der komplizierten Intimität der Gesprächspartner. So schreibt Vincent Descombes über Prousts Françoise, sie markiere ein »rhetorisches« Territorium, das sie mit all jenen teile, die ihre Denkweise teilen, deren Aphorismen, Wortschatz und Argumentationsweise eine »Kosmologie« bilden oder das, was der Erzähler der *Suche nach der verlorenen Zeit* die »Philosophie von Combray« nennt.

So wie ein Ort durch Identität, Relation und Geschichte gekennzeichnet ist, so definiert ein Raum, der keine Identität besitzt und sich weder als relational noch als historisch bezeichnen läßt, einen Nicht-Ort. Unsere Hypothese lautet nun, daß die »Über-

moderne« Nicht-Orte hervorbringt, also Räume, die selbst keine anthropologischen Orte sind und, anders als die Baudelairesche Moderne, die alten Orte nicht integrieren; registriert, klassifiziert und zu »Orten der Erinnerung« erhoben, nehmen die alten Orte darin einen speziellen, festumschriebenen Platz ein. Eine Welt, die Geburt und Tod ins Krankenhaus verbannt, eine Welt, in der die Anzahl der Transiträume und provisorischen Beschäftigungen unter luxuriösen oder widerwärtigen Bedingungen unablässig wächst (die Hotelketten und Durchgangwohnheime, die Feriendörfer, die Flüchtlingslager, die Slums, die zum Abbruch oder zum Verfall bestimmt sind), eine Welt, in der sich ein enges Netz von Verkehrsmitteln entwickelt, die gleichfalls bewegliche Behausungen sind, wo der mit weiten Strecken, automatischen Verteilern und Kreditkarten Vertraute an die Gesten des stummen Verkehrs anknüpft, eine Welt, die solcherart der einsamen Individualität, der Durchreise, dem Provisorischen und Ephemeren überantwortet ist, bietet dem Anthropologen ein neues Objekt, dessen bislang unbekannte Dimensionen zu ermessen wären, bevor man sich fragt, mit welchem Blick es sich erfassen und beurteilen läßt. Dabei gilt für den Nicht-Ort gerade so wie für den Ort, daß er niemals in reiner Gestalt existiert; vielmehr setzen sich darin Orte neu zusammen, Relationen werden rekonstruiert, und die »jahrtausendealten Listen« der »Erfindung

des Alltäglichen« und der »Künste des Machens«, die Michel de Certeau subtil analysiert hat, können sich darin einen Weg bahnen und ihre Strategien entfalten. Ort und Nicht-Ort sind fliehende Pole; der Ort verschwindet niemals vollständig, und der Nicht-Ort stellt sich niemals vollständig her - es sind Palimpseste, auf denen das verworrene Spiel von Identität und Relation ständig aufs neue seine Spiegelung findet. Dennoch sind die Nicht-Orte das Maß unserer Zeit, ein Maß, das sich quantifizieren läßt und das man nehmen könnte, indem man - mit gewissen Umrechnungen zwischen Fläche, Volumen und Abstand - die Summe bildete aus den Flugstrecken, den Bahnlinien und den Autobahnen, den mobilen Behausungen, die man als »Verkehrsmittel« bezeichnet (Flugzeuge, Eisenbahnen, Automobile), den Flughäfen, Bahnhöfen und Raumstationen, den großen Hotelketten, den Freizeitparks, den Einkaufszentren und schließlich dem komplizierten Gewirr der verkabelten oder drahtlosen Netze, die den extraterrestrischen Raum für eine seltsame Art der Kommunikation einsetzen, welche das Individuum vielfach nur mit einem anderen Bild seiner selbst in Kontakt bringt.

Die Unterscheidung zwischen Orten und Nicht-Orten beruht auf dem Gegensatz von Ort und Raum. Nun hat aber Michel de Certeau für die Begriffe des Ortes und des Raumes eine Analyse vorgelegt, die wir hier nicht ignorieren können. Für ihn bilden

»Orte« und »Räume« keinen Gegensatz wie »Orte« und »Nicht-Orte«. Der Raum ist in seinen Augen »ein Ort, mit dem man etwas macht«, ein »Geflecht von beweglichen Elementen«; erst die Fußgänger verwandeln die von der Stadtplanung geometrisch als Ort definierte Straße in einen Raum. Diese Parallelisierung des Ortes als Menge von Elementen, die in einer gewissen Ordnung koexistieren, und des Raumes als Belebung dieser Orte durch die Ortsveränderung eines beweglichen Elements präzisiert er durch mehrere Hinweise. Der erste (S. 218f.) bezieht sich auf Merleau-Ponty, der in seiner *Phänomenologie der Wahrnehmung* den »geometrischen« Raum vom »anthropologischen Raum« als dem »existentiellen« Raum unterscheidet, dem Ort, an dem ein Wesen, dessen Existenzweise vornehmlich als eine »im Verhältnis zu einer Umgebung« bestimmt ist, sein Verhältnis zur Welt erfährt. Der zweite Hinweis gilt der Sprache und dem Akt des Sprechens: »Im Verhältnis zum Ort wäre der Raum ein Wort, das ausgesprochen wird, nämlich von der Ambiguität einer Realisierung ergriffen und in einen Ausdruck verwandelt wird, der sich auf viele verschiedene Konventionen bezieht; er wird als Akt einer Präsenz (oder einer Zeit) gesetzt und durch die Transformationen verändert, die sich aus den aufeinanderfolgenden Kontexten ergeben« (S. 218). Der dritte Hinweis ergibt sich aus dem zweiten und privilegiert die Erzählung als Arbeit, »die unaufhörlich Orte in

Räume oder Räume in Orte verwandelt« (S. 220). Daraus folgt eine Unterscheidung zwischen »Tun« und »Sehen«, wie sie in der Umgangssprache anzutreffen ist, die Schritt für Schritt eine Karte vorschlägt (»es gibt...«) und Bewegungen organisiert (»du trittst ein, du durchquerst, du wendest dich nach ...«), oder in den Hinweisen auf Karten - von den mittelalterlichen Landkarten, bei denen die eingezeichneten Wege und Routen ein wesentlicher Bestandteil waren, bis hin zu den Karten späterer Zeiten, aus denen die »Wegbeschreibungen« verschwunden sind und die auf der Basis von »ursprünglich disparaten Elementen« einen bestimmten »Stand« des geographischen Wissens repräsentieren. Der Bericht schließlich (insbesondere der Reisebericht) arrangiert sich mit der zweifachen Notwendigkeit des »Tuns« und des »Sehens« (»die Geschichten von Wanderungen oder von Taten werden durch die >Zitierung< von Orten markiert, die sich daraus ergeben oder die sie autorisieren«, S. 222), gehört jedoch in den Bereich dessen, was Certeau als »Delinquenz« bezeichnet, weil er »durchquert«, »überschreitet« und »den Vorrang des Weges gegenüber dem Zustand« bestätigt (S. 237).

Hier sind nun einige terminologische Präzisierungen erforderlich. Der Ort, der hier definiert wird, ist nicht ganz identisch mit dem Ort, wie Certeau ihn versteht, also im Sinne eines Gegensatzes zum Raum, im Sinne des Gegensatzes zwischen geometri-

scher Figur und Bewegung, zwischen stummem und gesprochenem Wort, zwischen Zustand und Weg; wir denken vielmehr an den Ort des eingeschriebenen und symbolisierten Sinnes, an den anthropologischen Ort. Natürlich muß dieser Sinn ins Werk gesetzt, muß der Ort mit Leben erfüllt, der Weg beschriftet werden, und nichts hindert uns, von einem Raum zu sprechen, wenn wir diese Bewegung beschreiben. Aber darum geht es hier nicht: Für uns ist im Begriff des anthropologischen Ortes die Möglichkeit der Wege, die dort hindurchführen, der Diskurse, die dort stattfinden, und der Sprache, die ihn kennzeichnet, enthalten. Und der Begriff des Raumes, so wie er heute verwendet wird - wenn man in Ausdrücken, die im übrigen eher funktional als lyrisch sind, von der Eroberung des Weltraums spricht oder wenn man in der recht neuen und dennoch bereits stereotypen Sprache der Reiseveranstalter, der Hotellerie oder der Freizeitindustrie Orte bezeichnen möchte, die wenig Eigenschaften besitzen oder kaum qualifizierbar sind: »Räume für Freizeit und Spiel«, vergleichbar mit »Treffpunkt« -, scheint, eben weil er keinerlei Kennzeichnung aufweist, leicht anwendbar auf die nichtsymbolisierten Flächen unseres Planeten.

Wir könnten daher versucht sein, dem symbolisierten Raum des Ortes den nichtsymbolisierten Raum des Nicht-Ortes gegenüberzustellen. Das wäre freilich wiederum nur eine negative Definition

des Nicht-Ortes, wie wir sie bisher schon hatten, während Michel de Certeaus Raumbegriff uns gerade helfen könnte, diese negative Definition zu überwinden.

Der Ausdruck »Raum« (*espace*) ist in sich abstrakter als der Ausdruck »Ort« (*lieu*), der sich zumindest auf ein Ereignis stützt (das stattgefunden hat - *qui a eu lieu*), auf einen Mythos (einen Flurnamen - *lieudit*) oder auf eine Geschichte (einen Schauplatz der Geschichte - *haut Lieu*). Er stützt sich zugleich auf etwas Ausgedehntes, einen Abstand zwischen zwei Dingen oder Punkten (man läßt einen »Raum« von zwei Metern zwischen den Pfosten eines Zauns) oder auf eine zeitliche Größe (im *Zeitraum* einer Woche). Er ist also äußerst abstrakt, und es ist bezeichnend, daß er heute in der Umgangssprache und in den Spezialsprachen einiger für unsere Zeit repräsentativer Institutionen systematisch, wiewohl wenig differenziert gebraucht wird. Der *Grand Larousse illustre* geht ausführlich auf den Ausdruck »*espace aérien*« (Luftraum) ein, der jenen Teil der Atmosphäre bezeichnet, in dem ein Staat die Hoheitsrechte über den Luftverkehr ausübt (und der weniger konkret ist als der entsprechende Ausdruck für den Küstenbereich: »*les eaux territoriales*« - Hoheitsgewässer), nennt aber auch andere Gebrauchsweisen, die von der Plastizität des Wortes zeugen. In dem Terminus »*espace judiciaire européen*« (europäischer Rechtsraum) ist erkennbar der Begriff der Grenze enthal-

ten, zugleich umfaßt er einen ganzen Komplex aus Institutionen und Normen, die sich kaum lokalisieren lassen. Der Ausdruck »*espace publicitaire*« (Werberaum) bezieht sich gleichermaßen auf eine Fläche und einen Zeitabschnitt, »die in den verschiedenen Medien dazu bestimmt sind, Werbung aufzunehmen«, und der Ausdruck »*achat d'espace*« (Kauf von Raum) meint all jene »Operationen, die eine Werbeagentur hinsichtlich eines Werberaums ausführt«. Die Hochkonjunktur, die der Ausdruck *espace* derzeit erlebt - wenn er auf Theater und sonstige Veranstaltungsstätten (»*Espace Cardin*« in Paris, »*Espace Yves Rocher*« in La Gacilly) ebenso Anwendung findet wie auf Parks (»*Grünräume*«), Flugzeugsessel (»*Espace 2000*«) oder Automobile (»*Renault Espace*«) -, dokumentiert Themen, die uns gegenwärtig beschäftigen (Werbung, Bild, Freizeit, Freiheit, Mobilität), und zugleich die Abstraktheit, die unser Zeitalter zerfrißt und bedroht, so als wären die Konsumenten von Raum heute vor allem dazu aufgefordert, in Worten zu bezahlen.

»Mit dem Raum umzugehen«, schreibt Michel de Certeau, »bedeutet also, die fröhliche und stille Erfahrung der Kindheit zu wiederholen; es bedeutet, am Ort *anders* zu sein und *zum anderen überzugehen*« (dt. S. 208). Die fröhliche und stille Erfahrung der Kindheit - das ist die Erfahrung der ersten Reise, der Geburt als Urfahrung des Andersseins, der Erkenntnis seiner selbst als *ich* und als anderer, die von

der Erfahrung des Gehens als der ersten Form des praktischen Umgangs mit dem Raum und von der Erfahrung des Spiegels als erster Identifizierung des Selbstbildes wiederholt wird. Jeder Bericht geht bis in die Kindheit zurück. Wenn Certeau den Ausdruck »Bericht von Räumen« benutzt, dann will er damit zugleich von den Berichten sprechen, die Orte »durchqueren« und »organisieren« (»jeder Bericht ist ein Reisebericht...«, S. 216), und von dem Ort, den das Schreiben des Berichts erzeugt (»... die Lektüre ist ein Raum, der durch den praktischen Umgang mit einem Ort entsteht, den ein Zeichensystem - etwas Geschriebenes - bildet«, S. 218). Aber vor dem Lesen steht das Schreiben; das Buch geht durch mehrere Orte hindurch, bevor es eines ist: Wie die Reise, so durchquert auch der Bericht, der davon spricht, mehrere Orte. Diese Pluralität der Orte, die Überfülle, die er dem Blick und der Beschreibung darbietet (Wie soll man alles sehen, alles sagen?), und die »Entfremdung«, die daraus resultiert - von der man sich später wieder erholt, etwa wenn man das Foto kommentiert, das den Augenblick festgehalten hat: »Sieh mal, das bin ich vor dem Parthenon«; aber in diesem Augenblick dort hat man sich doch erstaunt gefragt: »Was will ich eigentlich hier?« -, erzeugen einen Bruch zwischen dem Reisenden oder Schauenden und der Landschaft, durch die er reist oder die er betrachtet, einen Bruch, der ihn hindert, einen Ort darin zu erken-

nen, sich ganz und gar dort wiederzufinden, selbst wenn er diese Leere durch zahlreiche detaillierte Informationen zu füllen versucht, die ihm die Reiseführer oder Reiseberichte offerieren.

Wenn Michel de Certeau vom »Nicht-Ort« spricht, so will er damit auf eine gleichsam negative Qualität des Ortes aufmerksam machen, auf den Umstand nämlich, daß der Ort aufgrund des Namens, den man ihm gibt, nicht ganz bei sich ist. Die Namen erlegen dem Ort »etwas Fremdes (eine Geschichte ...)« auf. Und in der Tat muß jemand, der einen Reiseweg beschreibt, indem er Namen aufzählt, nicht unbedingt viel darüber wissen. Aber genügen die Namen bereits, um im Ort »jene Erosion oder jenen Nicht-Ort« hervorzubringen, »der hier das Gesetz des anderen aushöhlt« (S. 201)? Jede Route, sagt Michel de Certeau, wird durch die Namen »umgelenkt«; sie geben dem Weg »Bedeutungen (oder Richtungen) [...], die bis dahin nicht sichtbar waren«. Und er fügt hinzu: »Diese Namen schaffen Nicht-Ort an Orten; sie verwandeln sie in Passagen« (S. 199). Wir könnten auch sagen, das Passieren verleihe den Ortsnamen einen speziellen Status, der Bruch, den das Gesetz des anderen hervorbringt und in dem der Blick sich verliert, sei der Horizont jeder Reise (Addition von Orten, Negation des Ortes), die Bewegung, welche »die Linien verschiebt« und durch die Orte hindurchführt, erzeuge *per definitionem* Reisewege, das heißt: Worte und Nicht-Orte.

Der Raum als Umgang mit Orten und nicht mit *dem* Ort geht in der Tat aus einer zweifachen Verschiebung hervor: aus der des Reisenden natürlich, aber zugleich aus der Verschiebung der Landschaft, von der wir als Reisende immer nur partielle Ansichten aufnehmen, »Augenblickseindrücke«, die wir kunterbunt im Gedächtnis speichern und dann, nach der Rückkehr, buchstäblich wieder zusammensetzen in dem Bericht, den wir davon geben, oder in der Aneinanderreihung der Dias, die, mit Kommentaren versehen, wir unseren Freunden vorführen. Die Reise (jene, die der Ethnologe verachtet und sogar »haßt«) erzeugt eine fiktive Beziehung zwischen Blick und Landschaft. Und wenn man als »Raum« jenen Umgang mit Orten bezeichnet, der das Definitionsmerkmal der Reise bildet, dann muß hinzugefügt werden, daß es Räume gibt, in denen der Einzelne sich auch dann als Zuschauer empfindet, wenn das Schauspiel ihn nicht wirklich berührt - ganz so, als wäre die Position des Zuschauers das Wesentliche am Schauspiel, als wäre der Zuschauer in der Position des Zuschauers sein eigenes Schauspiel. Viele Reiseprospekte suggerieren solch einen Umweg, einen Umweg des Blickes, indem sie dem Reiselustigen im voraus Bilder von merkwürdigen oder beschaulichen, einsamen oder belebten Ansichten vorlegen, die das weite Meer, die Kette der schneebedeckten Berge oder die Skyline einer Stadt mit ihren Wolkenkratzern zeigen: sein Bild letztlich,

sein vorweggenommenes Bild, das nur von ihm spricht, aber einen anderen Namen trägt (Haiti, Alpen, New York). Der Raum des Reisenden wäre also der Archetypus des *Nicht-Ortes*.

Die Bewegung fügt dem Nebeneinander der Welten und der Erfahrung des anthropologischen Ortes wie auch dessen, was er nicht ist (worin Starobinski das Definitionsmerkmal und die Substanz der Moderne erblickt), noch eine besondere Erfahrung hinzu, eine Form der Einsamkeit und das Erlebnis, ganz buchstäblich »Position zu beziehen« - die Erfahrung dessen, der angesichts einer Landschaft, die einfach betrachtet werden muß und die zu betrachten er gar nicht umhin kann, »die Pose einnimmt« und aus dem Bewußtsein dieser Pose einen eigentümlichen und zuweilen melancholischen Genuß zieht. Es ist also kein Wunder, wenn wir bei den einsamen »Reisenden« des letzten Jahrhunderts und nicht bei den professionellen oder wissenschaftlichen Reisenden, also bei denen, die Laune, Vorwand oder Gelegenheit zu Reisenden gemacht haben, jene prophetische Beschwörung des Raumes vernehmen, in der weder Identität noch Relation, noch Geschichte wirklich Sinn haben, in der die Einsamkeit als Überschreitung oder Entleerung der Individualität empfunden wird und einzig die Bewegung der Bilder dem, der sie vorbeiziehen sieht, einen Augenblick lang die Hypothese einer Vergangenheit und die Möglichkeit einer Zukunft aufscheinen läßt.

Mehr noch als an Baudelaire, der sich mit der Einladung zur Reise begnügt, denkt man hier an Chateaubriand, der tatsächlich unablässig auf Reisen ist und der zu sehen versteht, aber vor allem den Tod der Zivilisationen sieht, die Zerstörung oder das Verblässen der Landschaft, wo sie ehemals leuchtete, die enttäuschenden Reste der eingestürzten Monumente. Das verschwundene Sparta, das zerfallene Griechenland, von einem Eindringling besetzt, der nichts von dessen einstiger Größe weiß, bieten dem Durchreisenden das Bild der verlorenen Geschichte und zugleich des Lebens, das vergeht; aber es ist die Bewegung des Reisens, die ihn verführt und mitzieht. Diese Bewegung hat kein anderes Ziel als ihn selbst - oder das Schreiben, das die Bilder festhält und wiederholt.

Schon im Vorwort zu *Reise von Paris nach Jerusalem* wird es klar gesagt. Chateaubriand verteidigt sich dort gegen den Vorwurf, er habe seine Reise »des Schreibens wegen« unternommen, gibt jedoch zu, daß er »Bilder« für *Die Märtyrer* suchen wollte. Auf wissenschaftliche Ambitionen erhebt er keinen Anspruch: »Ich reise nicht auf den Spuren Charidins, Taverniers, Chandlers, Mungo Parks, Humboldts ...« (S. 19). So zeugt denn dieses Werk, das ohne eingestandene Zielsetzung bleibt, von dem widersprüchlichen Wunsch, über seinen Autor zu sprechen, ohne jemals etwas über ihn zu sagen: »Im übrigen wird man überall weit mehr den Menschen

als den Autor sehen; wenn ich von mir spreche, so tue ich dies zeitlos, und ich habe es bewußt getan, denn ich hatte keineswegs vor, meine Memoiren zu schreiben« (S. 20). Die Standorte, die der Besucher bevorzugt und der Schriftsteller beschreibt, sind offenkundig solche, die eine Reihe bemerkenswerter Punkte erschließen (»... der Hymettos im Osten, der Pentelikon im Norden, der Parnes im Nordwesten ...«); doch die Betrachtung endet bezeichnenderweise in dem Augenblick, als sie sich auf sich zurückwendet und sich selbst zum Objekt nimmt: »Dieses Bild Attikas, das Schauspiel, das ich betrachte, haben Augen gesehen, die nun seit zweitausend Jahren geschlossen sind. Auch ich werde weiterfahren: Andere, die ebenso flüchtig sind wie ich, werden kommen und dieselben Reflexionen über dieselben Ruinen anstellen« (S. 153). Der ideale Standort - ideal, weil er der Entfernung die Bewegung hinzufügt - ist an Deck eines Schiffes, das die Küste hinter sich läßt. Die Beschreibung des Landes, das verschwindet, führt uns zugleich den Passagier vor Augen, der es noch zu erkennen versucht; bald ist es nur noch ein Schatten, ein Geräusch. Diese Aufhebung des Ortes ist der Höhepunkt der Reise, die letzte und höchste Pose des Reisenden: »Je weiter wir uns entfernten, desto schöner leuchteten die Säulen von Sunium über den Fluten; dank ihrem blendenden Weiß und der Heiterkeit der Nacht hoben sie sich deutlich vor dem

Blau des Himmels ab. Wir waren schon weit vom Kap entfernt, da drangen immer noch die Geräusche des Landes an unser Ohr, die Brandung an den Klippen, das Murmeln des Windes in den Wacholderbüschen und der Gesang der Zikaden, die heute die einzigen Bewohner des Tempels sind; das waren die letzten Geräusche, die ich von der Erde Griechenlands hörte« (S. 190).

Obwohl Chateaubriand zuweilen diesen Eindruck erweckt, ist seine Reise keine Pilgerfahrt. (»Vielleicht werde ich der letzte Franzose sein, der sich mit den Gedanken, Zielen und Gefühlen der alten Pilger auf den Weg ins Heilige Land macht«, S. 331). Der Punkt, dem eine Pilgerfahrt zustrebt, ist *per definitionem* mit Sinn überfrachtet. Der Sinn, nach dem man dort sucht, ist gestern wie heute für jeden Pilger derselbe. Die Reise, die dorthin führt, fügt Etappen und ausgezeichnete Punkte aneinander und erzeugt damit einen Ort »mit einheitlicher Richtung«, einen »Raum« in dem Sinne, in dem Michel de Certeau den Ausdruck benutzt. Alphonse Dupront weist darauf hin, daß die Seereise in der Pilgerfahrt selbst die Bedeutung einer Initiation annimmt. »Sobald auf Pilgerreisen eine Überfahrt notwendig wird, kommt es zu einer Diskontinuität und zu einer Banalisierung des Heldenmuts. Auf ganz unterschiedliche Weise illustrieren Land und Wasser, vor allem wenn ein Meer zu überqueren ist, einen Bruch, den das geheimnisvolle Wasser herbeiführt. Unter dieser

Oberfläche verbarg sich eine tiefer liegende Realität, die von einigen Kirchenmännern des zwölften Jahrhunderts erahnt wurde, die Tatsache nämlich, daß die Überfahrt über das Meer einem Totenritual gleichkam« (S. 31).

Bei Chateaubriand handelt es sich indessen um etwas anderes; das eigentliche Ziel seiner Reise ist nicht Jerusalem, sondern Spanien, wo er seine Geliebte treffen wird (aber die *Reise* ist kein Bekenntnisbuch: Chateaubriand schweigt und »wahrt die Pose«); vor allem jedoch inspirieren ihn die heiligen Stätten nicht. Darüber ist schon viel geschrieben worden. »Hier nun werde ich unsicher. Soll ich das genaue Bild der heiligen Stätten zeichnen? Aber dann kann ich nur wiederholen, was schon andere vor mir gesagt haben; kein Thema ist dem modernen Leser wahrscheinlich weniger bekannt, und dennoch ist kein Thema so erschöpfend behandelt worden. Oder soll ich die Beschreibung dieser heiligen Stätten auslassen? Aber hieße das nicht, daß ich gerade den wesentlichsten Teil meiner Reise ausließe, ihre eigentliches Ziel und ihren Zweck?« (S. 308) Ohne Zweifel kommt hinzu, daß der Christ, der er sein will, an solchen Orten nicht so leicht wie in Attika oder Sparta das Verschwinden aller Dinge zelebrieren kann. Also macht er sich pflichtschuldig an die Beschreibung, türmt Bildungsgüter aufeinander, zitiert seitenlang Reisende oder Dichter wie Milton oder Le Tasse. Er weicht aus, und diesmal

berechtigt uns gerade die Überfülle der Worte und Dokumente, Chateaubriands heilige Stätten als einen Nicht-Ort zu begreifen, ähnlich jenen, die unsere Reiseprospekte und Reiseführer in Worte und Bilder fassen. Wenn wir einen Augenblick auf die Analyse der Moderne als eines gewollten Nebeneinander unterschiedlicher Welten (die Baudelairsche Moderne) zurückkommen, so stellen wir fest, daß die Erfahrung des Nicht-Ortes, die den Betrachter auf sich selbst verweist und zugleich einen Abstand zwischen dem Betrachter und dem Betrachteten schafft, durchaus nicht immer fehlt. In seinem Kommentar zum ersten Gedicht der *Pariser Bilder* verweist Starobinski auf das Nebeneinander der beiden Welten, von Schornsteinen und Glockentürmen; doch er zeigt auch die Position des Dichters auf, der die Dinge von oben und aus der Ferne sehen möchte und der weder zur Welt der Religion noch zur Welt der Arbeit zählt. Diese Position entspricht nach Starobinskis Meinung dem Doppelaspekt der Moderne: »Das Subjekt, das sich in der Menge verliert - oder umgekehrt die absolute Macht, die das individuelle Bewußtsein für sich in Anspruch nimmt.«

Man kann indessen auch sagen, daß die Position des betrachtenden Dichters ihrerseits ein Schauspiel verkörpert. In diesem Pariser Bild nimmt Baudelaire den ersten Platz ein, jenen Platz, von dem aus er die Stadt wahrnimmt, den aber ein anderes Selbst aus

der Ferne zum Objekt eines »zweiten Blickes« macht: »Die Hand am Kinn sehe ich aus meinem hohen Zimmer/ Der Werkstatt Schwatz und Sang, die Schornsteine und immer Euch Glockentürme ...«

Danach setzt Baudelaire nicht einfach das notwendige Nebeneinander der alten Religion und der neuen Industrie in Szene oder die absolute Macht des individuellen Bewußtseins, sondern eine ganz eigentümliche und sehr moderne Erfahrung von Einsamkeit. Die Markierung einer Position, einer »Stellung«, einer Pose im physischen und banalsten Sinne des Wortes erfolgt im Rahmen einer Bewegung, welche die Landschaft und den Blick, der sie zum Objekt nahm, von jedem Inhalt und von jedem Sinn entleert, denn gerade dieser Blick verschmilzt mit der Landschaft und wird zum Objekt eines zweiten Blicks, den man nicht zuordnen kann: Ist es derselbe oder ein anderer?

Zu einer solchen Verschiebung des Blicks, zu einem solchen Spiel von Bildern, zu einer solchen Entleerung des Bewußtseins können die charakteristischsten Äußerungsformen dessen, was ich die »Übermoderne« nenne, nach meiner Auffassung führen, diesmal allerdings auf systematische, generalisierte Weise und gleichsam in Prosa. Die Übermoderne drängt sich in der Tat dem individuellen Bewußtsein der gänzlich neuen Erlebnisse und Erfahrungen von Einsamkeit auf, die in einem unmit-

telbaren Zusammenhang stehen mit dem Auftreten und der Vermehrung von Nicht-Orten. Doch zweifellos war es sinnvoll, wenigstens andeutungsweise auf den Zusammenhang zwischen dem Begriff des Ortes und dem des Raumes, die für die bekanntesten unter den »Modernen« in der Kunst stehen, einzugehen, bevor wir die Nicht-Orte der Übermoderne genauer ins Auge fassen. Bekanntlich beruhte ein Gutteil des Interesses, das Benjamin den Pariser »Passagen« und, allgemeiner, der Architektur aus Stahl und Glas entgegenbrachte, darauf, daß er darin den Willen erkannte, die Architektur des nachfolgenden Jahrhunderts als Traum oder antizipierte Realität vorwegzunehmen. Ganz ähnlich mag man sich fragen, ob die Repräsentanten der Moderne von gestern, denen der konkrete Raum der Welt den Stoff zur Reflexion bot, nicht schon im voraus gewisse Aspekte der Übermoderne von heute verdeutlicht haben, und zwar nicht aufgrund einiger zufälliger und glücklicher Intuitionen, sondern weil sie als Künstler Situationen (Stellungen, Posen) verkörperten, die heute unter ziemlich prosaischen Umständen ganz und gar geläufig geworden sind.

Wie man leicht erkennt, bezeichnen wir mit dem Ausdruck »Nicht-Ort« zwei verschiedene, jedoch einander ergänzende Realitäten: Räume, die in bezug auf bestimmte Zwecke (Verkehr, Transit, Handel, Freizeit) konstituiert sind, und die Beziehung, die das Individuum zu diesen Räumen unterhält.

Diese beiden Sachverhalte überlagern sich zwar in weiten Teilen gegenseitig und ganz sicher offiziell (die Individuen reisen, kaufen, suchen Erholung), aber sie vermischen sich nicht im selben Maße, denn die Nicht-Orte vermitteln einen ganzen Komplex von Beziehungen zu sich selbst und zu den anderen, die nur indirekt mit ihren Zielen zusammenhängen: So wie die anthropologischen Orte Organisch-Soziales hervorbringen, so schaffen die Nicht-Orte eine solitäre Vertraglichkeit. Wie sollte man sich die Durkheimsche Analyse eines Wartesaales in Roissy vorstellen?

Die Vermittlung, die das Band zwischen den Individuen und ihrer Umgebung im Raum des Nicht-Ortes herstellt, erfolgt über Worte und Texte. Wir wissen zunächst einmal, daß es Worte gibt, die ein Bild oder vielmehr Bilder hervorrufen: Die Vorstellungskraft jener, die noch niemals in Tahiti oder Marakesch gewesen sind, kann freien Lauf nehmen, sobald sie diese Namen lesen oder hören. Manches Fernsehquiz verdankt seine Beliebtheit dem Umstand, daß hohe Preise ausgesetzt werden, vor allem Reisen und Ferientaufenthalte (»eine Woche für zwei Personen in einem Dreisterne-Hotel in Marokko«, »vierzehn Tage Vollpension in Florida«), deren bloße Nennung die Zuschauer erfreut, obwohl sie gar keine Chance haben, diese Preise zu gewinnen. Das »Gewicht der Worte«, auf das eine französische Wochenzeitschrift mit Stolz verweist, zumal sie es

mit dem »Schock der Fotografien« verbindet, ist nicht nur das Gewicht der Namen; zahlreiche Begriffe (Ferienaufenthalt, Reise, Meer, Sonne, Kreuzfahrt...) besitzen in bestimmten Zusammenhängen die gleiche Kraft. Man kann sich freilich auch gut vorstellen, welche Anziehungskraft Worte anderswo ausüben konnten und können, die in unseren Ohren kaum exotisch klingen oder jeden Geschmack von Ferne vermissen lassen, z.B. Amerika, Europa, Abendland, Konsum, Zirkulation. Manche Orte existieren nur durch die Worte, die sie bezeichnen, und sind in diesem Sinne Nicht-Orte oder vielmehr imaginäre Orte, banale Utopien, Klischees. Sie sind das Gegenteil des Nicht-Ortes im Sinne von Michel de Certeau, das Gegenteil des benannten, mit einem Flurnamen belegten Ortes (von dem nur selten bekannt ist, wer ihn benannt hat oder was der Name besagt). Das Wort öffnet hier keine Kluft zwischen der alltäglichen Funktion und dem verlorenen Mythos; es erzeugt das Bild, schafft den Mythos und sorgt zugleich für dessen Funktionieren (die Fernsehzuschauer bleiben der Sendung treu, die Albaner zelten in Italien und träumen von Amerika, der Tourismus wächst weiter).

Doch den wirklichen Nicht-Orten der Übermoderne, an denen wir uns befinden, wenn wir über die Autobahn fahren, in einem Supermarkt einkaufen oder in einem Flughafen auf den nächsten Flug nach London oder Marseille warten, ist es eigen, daß sie

auch von den Worten oder Texten definiert werden, die sie uns darbieten: ihre Gebrauchsanleitung letztlich, die in Vorschriften (»rechts einordnen«), Verboten (»Rauchen verboten«) oder Informationen (»Herzlich willkommen im Beaujolais«) zum Ausdruck kommen und entweder auf mehr oder minder explizite und codifizierte Ideogramme zurückgreifen (die Zeichen des Straßenverkehrs, die Symbole in den Reiseführern) oder auf die Umgangssprache. Auf diese Weise stellt man die Bedingungen für den Verkehr in Räumen her, in denen die Individuen nur mit Texten zu interagieren scheinen, deren Urheber ausschließlich »juristische« Personen oder Institutionen sind (Flughäfen, Fluggesellschaften, Verkehrsministerien, Handelsgesellschaften, Verkehrspolizei, Stadtverwaltungen), wobei deren Präsenz sich nur in Andeutungen zeigt oder expliziten Ausdruck findet (»Hier baut das Departement X den Straßenabschnitt Y«, »Hier bemüht sich der Staat um die Verbesserung Ihrer Lebensbedingungen«) hinter den Anweisungen, Ratschlägen, Kommentaren und »Botschaften« auf den zahllosen »Trägern« (Schildern, Anzeigetafeln, Plakaten), die ein Bestandteil der heutigen Landschaft sind.

Die Trassenführung der französischen Autobahnen ist sehr schön gewählt; sie enthüllen uns Landschaften, zuweilen wie in Luftaufnahmen, die ganz anders aussehen als jene, die der Reisende wahrnimmt, wenn er auf National- oder Départemental-

Straßen durchs Land fährt. Mit ihnen gehen wir gleichsam vom Interieur intimistischer Filme über zu den weiten Horizonten der Western. Doch über die Strecke sind Texte verstreut, welche die Landschaften beim Namen nennen und auf ihre geheimen Reize hinweisen. Man fährt nicht mehr durch Städte hindurch, doch die bemerkenswerten Punkte werden auf Schildern angezeigt, die gleichsam einen Kommentar bilden. Der Reisende wird gewissermaßen davon dispensiert, anzuhalten oder gar zu schauen. So bittet man ihn auf der *Autoroute du sud* um ein wenig Aufmerksamkeit für ein befestigtes Dorf aus dem dreizehnten Jahrhundert oder ein renommiertes Weingut in Vézelay mit seinen tausendjährigen Weinbergen, oder für die Landschaften des Avallonnais bzw. die von Cézanne (womit die Kultur in eine dem Blick entzogene, aber ständig kommentierte Natur zurückkehrt). Die Landschaft rückt in die Ferne, doch ihre architektonischen oder natürlichen Besonderheiten werden zum Gegenstand eines Textes, den zuweilen eine schematische Zeichnung ergänzt, wenn der Vorbeifahrende nicht wirklich in der Lage ist, den seiner Aufmerksamkeit empfohlenen Punkt zu sehen, und sein Vergnügen daher allein aus dem Wissen schöpfen kann, daß er sich ganz in der Nähe befindet.

Die Trassenführung der Autobahnen ist also in zweifacher Hinsicht bemerkenswert. Zum einen umgeht sie aus funktionalen Gründen sämtliche

Schauplätze, in deren Nähe sie uns führt; zum anderen kommentiert sie diese Schauplätze. Die Raststätten tun ein übriges, indem sie weitere Informationen bereitstellen und sich als regionale Kulturhäuser gerieren; ihr Angebot umfaßt lokale Erzeugnisse, Karten und Reiseführer, die von Nutzen sein könnten, wenn man sich zum Anhalten entschließt. Doch die meisten Reisenden halten nicht an; vielleicht kommen sie wieder einmal vorbei, im Sommer oder mehrmals im Jahr, so daß der abstrakte Raum, den man ihnen regelmäßig eher zu lesen als zu sehen gibt, mit der Zeit auf seltsame Weise vertraut wird, wie anderen, mit Gütern reicher Gesegneten der Orchideenverkäufer auf dem Flughafen von Bangkok oder der Duty-free-shop in Roissy I.

Vor drei Jahrzehnten führten die National- oder Departementalstraßen und die Eisenbahnlinien in Frankreich noch mitten durch das alltägliche Leben. Straßen und Schienenwege verhielten sich dabei wie Vorder- und Rückseite, und dieses Verhältnis besteht auch heute noch für all jene, die sich an die Departementalstraßen halten und an die nicht in das Netz der Hochgeschwindigkeitszüge einbezogenen Strecken, vor allem die Regionalverbindungen, soweit es sie noch gibt, denn bezeichnenderweise sind es die regional und lokal bedeutsamen Strecken, die zunehmend stillgelegt werden. Die Departementalstraßen, die heute vielfach um die Ortschaften herumgeführt werden, verwandelten sich früher regel-

mäßig in Stadt- und Dorfstraßen, die auf beiden Seiten von den Fassaden der Häuser gesäumt waren. Vor acht Uhr morgens und nach sieben Uhr abends fuhr der Autofahrer durch eine Wüste aus abweisenden Häuserfronten (geschlossene Läden, Licht, das durch die Jalousien drang oder auch nicht, denn die Wohn- und Schlafräume lagen vielfach nach hinten hinaus): So wurde er Zeuge jenes würdevollen, steifen Bildes, das die Franzosen gerne von sich entwerfen, das jeder Franzose gerne vor seinen Nachbarn entfaltet. Der durchfahrende Reisende sah etwas von den Städten, die heute nur noch Namen auf einer Strecke sind (La Ferté-Bernard, Nogent-le-Rotrou); die Texte, die er zuweilen lesen konnte, wenn er an einer Ampel stoppen oder aus anderen Gründen langsam fahren mußte (Geschäftsschilder, städtische Bekanntmachungen), waren nicht in erster Linie für ihn bestimmt. Der Zug dagegen war immer schon indiskreter und ist es heute noch. Die Eisenbahn, deren Trasse häufig hinter den Häusern der Ortschaften verläuft, überrascht Städter und Dörfler in der Intimität ihres Alltags, nicht auf ihrer Fassadenseite, sondern ihrer Gartenseite, nicht in der Küche, sondern im Schlafzimmer, und abends auf der erleuchteten Seite, während die Straße das Reich der Dunkelheit und der Nacht wäre, wenn es keine Straßenbeleuchtung gäbe. Und die Züge waren früher nicht so schnell, daß der neugierige Reisende bei der Durchfahrt nicht die Namenschilder

der Bahnhöfe hätte entziffern können, was wegen der hohen Geschwindigkeit der Züge heute ausgeschlossen ist, ganz so, als wären bestimmte Texte für den zeitgenössischen Reisenden obsolet geworden. Man bietet ihm andere Texte an: In den Hochgeschwindigkeitszügen, die mancherlei mit einem Flugzeug gemein haben, kann er in Magazinen blättern, wie sie auch die Fluggesellschaften ihren Passagieren zur Verfügung stellen; durch Reportagen, Fotos und Werbeanzeigen erinnern sie ihn an die Notwendigkeit, auf der Höhe (oder gemäß dem Bilde) der heutigen Zeit zu leben.

Noch ein Beispiel für die Besetzung des Raumes durch den Text: die Supermärkte, in denen der Kunde schweigend umhergeht, die Etiketten liest, sein Gemüse oder sein Obst auf einer Maschine abwägt, die ihm mit dem Gewicht auch den Preis anzeigt, in denen er dann seine Kreditkarte einer gleichfalls schweigenden oder wenig gesprächigen jungen Frau reicht, die jeden Artikel von einer Lesemaschine registrieren läßt, bevor sie nachprüft, ob die Kreditkarte in Ordnung ist. Noch direkter, aber auch noch stiller ist der Dialog, den jeder Inhaber einer Scheckkarte mit dem Geldautomaten führt; nachdem er die Karte eingegeben hat, erhält er auf dem Bildschirm Instruktionen, die in der Regel den Charakter einer Ermutigung, zuweilen auch den eines Ordnungsrufes haben («Karte falsch eingeführt», «Karte entnehmen», «Lesen Sie aufmerksam

die Instruktionen«). Sämtliche Aufforderungen, denen wir auf unseren Straßen, in unseren Einkaufszentren oder an den Vorposten des Bankensystems an unseren Straßenecken begegnen, richten sich unterschiedslos an jeden von uns («Vielen Dank für Ihren Besuch«, »Gute Reise«, »Wir danken für Ihr Vertrauen«), und zwar an jeden beliebigen von uns: Sie erzeugen den »Durchschnittsmenschen«, der als Benutzer des Verkehrs-, Handels- oder Bankensystems definiert ist. Sie erzeugen ihn, und am Ende individualisieren sie ihn: Auf manchen Straßen und Autobahnen erscheint plötzlich eine Leuchtschrift (110! 110!) und ruft den allzu eiligen Autofahrer zur Ordnung; an manchen Straßenkreuzungen in Paris werden Autos, die das Rotlicht mißachten, automatisch aufgezeichnet und die Schuldigen dann durch ein Foto identifiziert. Jede Kreditkarte trägt einen individuellen Code, der es der Maschine gestattet, dem Kartenbesitzer Informationen zukommen zu lassen und ihn zugleich an die Spielregeln zu gemahnen: »Sie können 600 Francs abheben.« Während die Identität der einen und der anderen den »anthropologischen Ort« ausmachte, über das heimliche Einverständnis der Sprache, die Merkzeichen der Landschaft, die nichtformulierten Regeln der Lebenskunst, erzeugt der Nicht-Ort die von den Passagieren, Kunden oder Sonntagsfahrern geteilte Identität. Zweifellos mag die relative Anonymität, die mit dieser provisorischen Identität verbunden ist,

sogar als Befreiung empfunden werden, weil man sich nicht mehr an Position und Rang oder an die Vorschriften zur äußeren Erscheinung zu halten braucht. *Duty-free*: Nachdem der Passagier des nächsten Fluges seine persönliche Identität (die des Passes oder der Kreditkarte) ausgewiesen hat, tritt er, befreit vom Gewicht seines Gepäcks und der Last seines Alltags, in den »steuerfreien« Raum ein, weniger um dort zu günstigen Preisen einzukaufen als vielmehr um die Realität dieser Disponibilität des Augenblicks und seiner eigenen unbestreitbaren Qualität als Passagier vor dem Abflug zu erfahren. Allein, aber den anderen gleich, befindet sich der Benutzer des Nicht-Ortes mit diesem (oder .mit den Mächten, die ihn beherrschen) in einem Vertragsverhältnis. Die Existenz dieses Vertrages wird ihm bei Gelegenheit in Erinnerung gerufen (die Benutzungsordnung des Nicht-Ortes gehört dazu): Das Flugticket, das er gekauft hat, die Karte, die er an der Zahlstelle vorweisen muß, und selbst der Einkaufswagen, den er im Supermarkt vor sich her schiebt, sind mehr oder minder deutliche Zeichen dieses Vertrages. Der Vertrag hat stets Bezug zur individuellen Identität dessen, der ihn eingeht. Wer in die Wartezimmer eines Flugsteigs gelangen will, muß zunächst am Abflugschalter sein Flugticket vorweisen (der Name des Passagiers ist dort verzeichnet); sodann muß er an der Grenzkontrolle seine Bordkarte und ein Ausweispapier vorzeigen und damit belegen, dass

der Vertrag tatsächlich besteht; die Anforderungen variieren hier in den verschiedenen Ländern (Personalausweis, Paß, Paß und Visum), und noch vor dem Abflug wird überprüft, ob alles seine Richtigkeit hat. Der Passagier gewinnt seine Anonymität also erst, nachdem er seine Identität bewiesen und den Vertrag gewissermaßen gegengezeichnet hat. Zahlt ein Kunde im Supermarkt mit Scheck oder Kreditkarte, offenbart er ebenfalls seine Identität; für den Benutzer der Autobahn gilt dasselbe. In gewisser Weise wird der Benutzer von Nicht-Orten ständig dazu aufgefordert, seine Unschuld nachzuweisen. Die im voraus oder im nachhinein erfolgende Prüfung der Identität und des Vertrages stellt den Raum des modernen Konsums unter das Zeichen des Nicht-Ortes: Nur wer unschuldig ist, erlangt Zutritt. Worte zählen hier fast nichts mehr. Keine Individualisierung (kein Recht auf Anonymität) ohne Identitätskontrolle.

Bei den Kriterien der Unschuld handelt es sich natürlich um die konventionellen und offiziellen Kriterien der individuellen Identität (die auf den Karten erscheinen und in geheimnisvollen Dateien gespeichert sind). Aber die Unschuld ist noch etwas anderes: Der Raum des Nicht-Ortes befreit den, der ihn betritt, von seinen gewohnten Bestimmungen. Er ist nur noch, was er als Passagier, Kunde oder Autofahrer tut und lebt. Vielleicht gehen ihm noch die Sorgen vom Vortag oder die von morgen durch

den Kopf, doch seine augenblickliche Umgebung entfernt ihn vorläufig davon. Als Objekt einer süßen Besessenheit, der er sich mit mehr oder weniger Talent, mit mehr oder weniger Überzeugung hingibt wie jeder Besessene, genießt er eine Weile die passiven Freuden der Anonymität und die aktiven Freuden des Rollenspiels.

Letztlich findet er sich hier mit einem Bild seiner selbst konfrontiert, allerdings mit einem ziemlich fremdartigen Bild. Das einzige Gesicht, das er sieht, die einzige Stimme, die Gestalt annimmt in dem schweigsamen Dialog, der sich zwischen ihm und der Landschaft mit den an ihn wie an die anderen gerichteten Texten entwickelt, sind seine eigenen - Gesicht und Stimme einer Einsamkeit, die um so verwirrender ist, als sie an die Einsamkeit von Millionen anderen gemahnt. Der Passagier der Nicht-Orte findet seine Identität nur an der Grenzkontrolle, der Zahlstelle oder der Kasse des Supermarkts. Als Wartender gehorcht er denselben Codes wie die anderen, nimmt dieselben Botschaften auf, reagiert auf dieselben Aufforderungen. Der Raum des Nicht-Ortes schafft keine besondere Identität und keine besondere Relation, sondern Einsamkeit und Ähnlichkeit.

Er gibt auch der Geschichte keinen Raum, die sich am Ende in ein Element des Schauspiels verwandelt, zumeist in Texte und Hinweise. Die Herrschaft gehört der Aktualität und den Erfordernissen

der Gegenwart. Da Nicht-Orte durchquert werden, bemessen sie sich nach Zeiteinheiten. Keine Strecke ohne Fahrplan, ohne Anzeigetafeln für Ankunft und Abfahrt, die stets auch Platz für die Anzeige eventueller Verspätungen lassen. Man lebt dort ganz in der Gegenwart. Die Gegenwart der Reise materialisiert sich heute während der Langstreckenflüge auf einem Bildschirm, auf dem von Minute zu Minute angezeigt wird, wo die Maschine sich gerade befindet. Bei Bedarf erläutert der Flugkapitän in leicht redundanter Weise: »Auf der rechten Seite können sie Lissabon erkennen.« In Wirklichkeit erkennt man gar nichts; wieder einmal ist das Schauspiel lediglich eine Idee, ein Wort. Auf der Autobahn zeigen zuweilen Leuchtschriften die augenblickliche Temperatur an und geben weitere Informationen, die für die Praxis des Raumes nützlich sein können: »Auf der A3 zwei Kilometer Stau.« Gegenwart des Aktuellen im weitesten Sinne: Im Flugzeug werden die Zeitungen wieder und wieder gelesen; mehrere Fluggesellschaften bieten sogar die Fernsehnachrichten an. Die meisten Autos sind mit einem Radio ausgestattet. An den Tankstellen und in den Supermärkten läuft unablässig das Radio; die Schlagzeile des Tages, die Werbung und ein paar Nachrichten werden den Kunden angeboten oder aufgedrängt. Insgesamt macht das den Eindruck, als hätte die Zeit den Raum eingefangen, als gäbe es keine andere Geschichte als die Nachrichten des Tages oder des

Vortages, als schöpfte jede individuelle Geschichte ihre Motive, Worte und Bilder aus dem unerschöpflichen Vorrat einer unversiegbaren Geschichte in der Gegenwart.

Unter dem Ansturm der Bilder, die von den Institutionen des Handels und des Verkehrs in schierer Überfülle verbreitet werden, macht der Passagier der Nicht-Orte die Erfahrung der ewigen Gegenwart und zugleich der Begegnung mit sich selbst. Begegnung, Identifizierung, Bild: Dieser elegante Mittvierziger, der unaussprechliche Freuden unter dem aufmerksamen Blick einer blonden Stewardess zu genießen scheint, ist er selbst; dieser selbstbewußt dreinblickende Fahrer, der seinen Turbodiesel über irgendeine afrikanische Piste treibt, ist er selbst; dieser Mann mit der virilen Miene, den eine Frau verliebt anschaut, weil er ein Rasierwasser mit wildem Duft benutzt, ist ebenfalls er selbst. Wenn diese Identifikationsangebote im wesentlichen männlich sind, so deshalb, weil das Idealbild des Ich, das sie vergesellschaften, sich tatsächlich am Mann orientiert und eine überzeugende Geschäftsfrau oder Autofahrerin so dargestellt wird, daß sie gleichfalls »männliche« Qualitäten besitzt. Der Ton ändert sich natürlich ebenso wie die Bilder an den weniger prestigeträchtigen Nicht-Orten wie den Supermärkten, an denen in der Mehrzahl Frauen verkehren. Das Thema der Gleichheit (das heißt letztlich: der Unterschiedslosigkeit) der Geschlechter nimmt man dort

auf symmetrisch-inverse Art auf: Die neuen Väter, so liest man bisweilen in »Frauenzeitschriften«, interessieren sich für Haushalt und Säuglingspflege. Aber auch in den Supermärkten wird deutlich, welches Prestige Medien, Schlagerstars oder Nachrichten besitzen. Denn am bemerkenswertesten ist alles in allem das »wechselseitige Zuarbeiten« der Reklameapparate, wie man es nennen könnte. Die privaten Radiosender machen Werbung für die Einkaufszentren; die Einkaufszentren machen Werbung für die privaten Radiosender. Die Tankstellen bieten in der Ferienzeit Reisen nach Amerika an, und das Radio informiert uns darüber. Die Magazine der Fluggesellschaften werben für Hotels, die ihrerseits für die Fluggesellschaften werben. Aufschlußreich an alledem ist, daß sämtliche Konsumenten von Raum in den Echos und Bildern einer Kosmologie gefangen sind, die im Unterschied zu den traditionell von den Ethnologen untersuchten Kosmologien objektiv universellen Charakter hat und zugleich ebenso vertraut wie prestigeträchtig ist. Daraus ergibt sich zweierlei: Einerseits werden diese Bilder tendenziell zu einem System; sie zeichnen eine Konsumwelt, die sich jeder Einzelne zu eigen machen kann, da er darin beständig angesprochen wird. Die Versuchung des Narzißmus ist hier um so faszinierender, als der Narzißmus die Regel zu sein scheint: es wie die anderen zu tun, um man selbst zu sein. Andererseits führt diese Kosmologie wie jede andere auch zu ei-

nem Wiedererkennen. Paradoxon des Nicht-Ortes: Der Fremde, der sich in einem Land verirrt, das er nicht kennt (der »durchreisende« Fremde), findet sich dort ausschließlich in der Anonymität der Autobahnen, Tankstellen, Einkaufszentren und Hotelketten wieder. Das Tankstellenschild einer Benzinmarke ist für ihn ein beruhigendes Merkzeichen, und mit Erleichterung entdeckt er in den Regalen der Supermärkte die Toiletten- und Haushaltsartikel oder Lebensmittel multinationaler Konzerne.

In der konkreten Realität der Welt von heute überschneiden und durchdringen Orte und Räume, Orte und Nicht-Orte sich gegenseitig. Die Möglichkeit des Nicht-Ortes ist an jedem beliebigen Ort gegeben. Die Rückkehr zum Ort ist die Rückkehr dessen, der die Nicht-Orte frequentiert (und der zum Beispiel von einem Zweitwohnsitz träumt, an dem er fest im Boden verwurzelt ist). Orte und Nicht-Orte verhalten sich zueinander (oder verweisen aufeinander) wie die Worte und die Begriffe, mit denen sie beschrieben werden können. Doch die Worte der Nicht-Orte sind die Modeworte, die noch vor dreißig Jahren keine Daseinsberechtigung hatten. So können wir die Realitäten des *Transits* (Durchgangslager oder Transitpassagiere) den Realitäten der festen Wohnung entgegensetzen, das *Autobahnkreuz* (das kreuzungsfrei ist) der *Straßenkreuzung* (oder der Begegnung), den *Passagier* (der durch seinen Zielort

definiert ist) dem *Reisenden* (der auf einem *Weg* flaniert) - bezeichnenderweise werden die Reisenden der gewöhnlichen Bahn in den Hochgeschwindigkeitszügen zu Passagieren -, den *Komplex* - das *ensemble*, das der Larousse als »Gruppierung neuer Wohneinheiten« definiert, in dem man nicht mehr zusammenlebt und das alles andere als ein Zentrum darstellt (die »*grands ensembles*«, die Hochhaussiedlungen, sind zum Symbol der städtischen Randregionen geworden) - dem *Monument*, an dem man Erinnerung und Gedächtnis mit anderen teilt, die *Kommunikation* schließlich (ihre Codes, ihre Bilder, ihre Strategien) der *Sprache* (die gesprochen wird). Der Wortschatz ist hier von hoher Bedeutung, denn er webt das Geflecht der Gewohnheiten, erzieht den Blick, prägt die Landschaft. Kehren wir einen Augenblick zu der von Vincent Descombes vorgeschlagenen Definition für den Begriff eines »rhetorischen Landes« zurück, die auf einer Analyse der »Philosophie« oder vielmehr der »Kosmologie« von Combray basiert: »Wo ist die Person zu Hause? Die Frage bezieht sich weniger auf ein geographisches als vielmehr auf ein rhetorisches Gebiet (wobei >rhetorisch< im klassischen Sinne zu verstehen ist, definiert durch rhetorische Handlungen wie das Plädoyer, die Anklage, die Lobrede, die Rezension, die Empfehlung, die Mahnung usw.). Die Person ist dort zu Hause, wo sie sich in der Rhetorik der Menschen auskennt, mit denen sie das Leben teilt. Daß

man zu Hause ist, erkennt man daran, daß man sich ohne Schwierigkeiten verständlich machen kann und ohne langwierige Erläuterungen Zugang zu den Denkweisen seiner Gesprächspartner findet. Das rhetorische Land einer Person endet dort, wo ihre Gesprächspartner die Gründe, die sie für ihr Tun und Lassen angibt, oder die Klagen, die sie vorbringt, und die Bewunderung, die sie äußert, nicht mehr verstehen. Eine rhetorische Kommunikationsverwirrung zeigt an, daß eine Grenze überschritten worden ist, eine Grenze, die man sich eher als Grenzzone oder Schwelle vorstellen muß denn als klar gezogene Linie« (S. 179).

Wenn Descombes recht hat, sind wir in der Welt der Übermoderne immer noch und niemals mehr »zu Hause«: Die Grenzzonen oder »Schwellen«, von denen er spricht, führen nicht mehr in gänzlich fremde Welten. Die Übermoderne (die von drei Figuren des Übermaßes bestimmt ist: von der Überfülle der Ereignisse, von der Überfülle des Raumes und von der Individualisierung der Referenzen) findet ihren vollkommenen Ausdruck auf natürliche Weise in den Nicht-Orten. Aber durch die Nicht-Orte zirkulieren Worte und Bilder, die in den noch vielfältigen Orten wurzeln, an denen die Menschen einen Teil ihres alltäglichen Lebens zu konstituieren versuchen. Zugleich kommt es vor, daß der Nicht-Ort seine Worte aus der Umgebung nimmt, zum Beispiel auf den Autobahnen, wo die Rastplätze -

die Bezeichnung *aire de repos* könnte in der Tat nicht neutraler, nicht weiter von »Ort« und »Nicht-Ort« entfernt sein - häufig nach einem auffälligen oder geheimnisvollen Merkmal der nahen Umgebung benannt sind: »Aire de Hibou«, »Aire du Gite-aux-Loups«, »Aire de la Combe-Tourmente«, »Aire des Croquettes« ... Wir leben also in einer Welt, in der das, was die Ethnologen traditionell als »kulturellen Kontakt« bezeichnen, zu einer allgemeinen Erscheinung geworden ist. Die erste Schwierigkeit einer Ethnologie des Hier und Jetzt besteht darin, daß sie es stets mit einem Anderswo zu tun hat, ohne daß sie den Status dieses Anderswo zu einem singulären, klar unterschiedenen (exotischen) Objekt machen könnte. Die Sprache zeugt von dieser vielfachen Sättigung. Die Verwendung des *Basic english* aus dem Bereich der Kommunikationstechnologien oder des Marketing ist in dieser Hinsicht sehr aufschlußreich; sie kennzeichnet weniger den Triumph einer Sprache über die andere als vielmehr die Überflutung sämtlicher Sprachen durch ein universell verstandenes Vokabular. Daß ein Bedürfnis nach einem generalisierten Vokabular besteht, ist die eigentlich bedeutsame Tatsache, nicht der Umstand, daß es sich um das Englische handelt. Der Sprachverfall (wenn man den Verfall semantischer und syntaktischer Kompetenz im durchschnittlichen Gebrauch der gesprochenen Sprachen so bezeichnen möchte) hat seine Ursache eher in dieser Generalisierung als in

der Kontaminierung oder Unterwanderung einer Sprache durch eine andere.

Wir sehen nun, was die Übermoderne von der Moderne unterscheidet, wie Starobinski sie im Rückgriff auf Baudelaire gekennzeichnet hat. Die Übermoderne ist nicht die ganze Gegenwart. In der Moderne der Baudelaireschen Landschaft ist alles vermengt, vermag sich alles zu behaupten: Die Schornsteine und Glockentürme sind »der Städte Masten«. Was der Betrachter der Moderne sieht, ist das Ineinander von Altem und Neuem. Die Übermoderne macht das Alte (die Geschichte) zu einem Spektakel eigener Art, so wie es mit allem Exotischen und allen lokalen Besonderheiten geschieht. Die Geschichte und das Exotische spielen hier dieselbe Rolle wie »Zitate« in geschriebenen Texten - ein Status, der eklatant in den Katalogen der Reiseveranstalter zum Vorschein kommt. An den Nicht-Orten der Übermoderne gibt es stets einen speziellen Platz (im Schaufenster, auf einem Plakat, rechts von der Maschine, links der Autobahn), an denen »Sehenswürdigkeiten« als solche präsentiert werden - Ananas von der Elfenbeinküste, Venedig, die Stadt der Dogen, Tanger, die Ausgrabungen in Alésia. Doch sie schaffen keine Synthese, sie integrieren nichts, sondern autorisieren lediglich für die kurze Zeit, in der man sie passiert, die Koexistenz unterschiedlicher, vergleichbarer und gegeneinander gleichgültiger Individualitäten: Wenn die Nicht-

Orte den Raum der Übermoderne bilden, dann kann diese nicht dieselben Ansprüche erheben wie die Moderne. Sobald Individuen zusammenkommen, bringen sie Soziales hervor und erzeugen Orte. Der Raum der Übermoderne ist von diesem Widerspruch geprägt: Er hat es stets nur mit Individuen zu tun (mit Kunden, Passagieren, Benutzern, Zuhörern), doch er identifiziert, sozialisiert und lokalisiert diese Individuen lediglich am Eingang oder am Ausgang. Sofern die Nicht-Orte den Raum der Übermoderne bilden, müssen wir folgendes Paradoxon erklären: Das soziale Spiel scheint anderswo als an den Vorposten der Gegenwart stattzufinden. In der Art einer gewaltigen Parenthese nehmen die Nicht-Orte eine ständig wachsende Zahl von Individuen auf. Außerdem sind sie das bevorzugte Objekt all derer, die ihre Leidenschaft zur Bewahrung des Bodenständigen oder zur Eroberung eines Territoriums bis zum Terrorismus steigern. Daß Flughäfen und Flugzeuge, Einkaufszentren und Bahnhöfe besonders häufig zum Ziel terroristischer Anschläge gemacht werden (sieht man einmal von den Autobomben ab), hat seinen Grund zweifellos in der hohen Effizienz, wenn dieser Ausdruck einmal erlaubt ist. Es mag aber auch daran liegen, daß jene, die neue Formen des Sozialisierens und Lokalisierens fordern, darin mehr oder weniger konfus nur die Negation ihres Ideals erblicken können. Der Nicht-Ort ist das Gegenteil der Utopie; er existiert,

und er beherbergt keinerlei organische Gesellschaft.

Hier treffen wir nun wieder auf eine Frage, die wir oben bereits erwogen haben: die Frage der Politik. In einem Aufsatz über die Stadt<sup>1</sup> erinnert Sylviane Agacinski an das Ideal und die Forderung des Konventsabgeordneten Anacharsis Cloots. In seiner Feindschaft gegen jede »Verkörperung« von Macht fordert dieser den Tod des Königs. Jede Lokalisierung der Macht, jede Form singulärer Souveränität und selbst die Aufteilung der Menschheit in Völker erscheinen ihm unvereinbar mit der unteilbaren Souveränität der menschlichen Gattung. So gesehen ist die Hauptstadt Paris nur insofern ein privilegierter Ort, als man »ein entwurzelt, aller Bodenhaftung enthobenes Denken« privilegiert: »Das Paradoxon des Hauptortes dieser abstrakten, universellen -und vielleicht nicht bloß *bürgerlichen* - Menschheit«, schreibt Agacinski, »liegt darin, daß er zugleich ein Nicht-Ort, ein Nirgendwo ist, daß er Ähnlichkeit mit dem hat, was Michel Foucault, ohne dabei die Stadt einzubeziehen, eine >Heterotopie< genannt hat« (S. 204f.). Die Spannung zwischen dem Denken des Allgemeinen und dem Denken des Besonderen manifestiert sich heute ohne Zweifel weltweit. Wir haben hier nur einige Aspekte andeuten kön-

<sup>1</sup> Sylviane Agacinski, »La ville inquiète«, in: *Le Temps de la réflexion*, Paris 1987.

nen, angefangen mit der Feststellung, daß ein wachsender Teil der Menschheit zumindest zeitweilig außerhalb territorialer Bindungen lebt, so daß die Bedingungen einer Definition des Empirischen und des Abstrakten sich unter dem Einfluß der dreifachen Beschleunigung, die für die Übermoderne charakteristisch ist, zu verschieben beginnen.

Die »Ortlosigkeit«, der »Nicht-Ort«, an dem das Individuum der Übermoderne sich aufhält, ist nicht identisch mit dem »Nicht-Ort« der Macht, an dem die beiden widersprüchlichen Notwendigkeiten zusammenkommen: das Universelle zu denken und zu situieren, das Lokale zu annullieren und zu begründen, den Ursprung zu bestätigen und zurückzuweisen. Dieses undenkbare Moment der Macht, das stets die soziale Ordnung begründet hat, bei Bedarf auch über die willkürliche, gleichsam als Naturtatsache unterstellte Umkehrung jener Begriffe, die sie zu denken ermöglichen, findet seinen Ausdruck besonders deutlich in dem revolutionären Willen, das Universelle und die Autorität zugleich zu denken, Despotismus und Anarchie zugleich abzulehnen; doch dieses Moment ist auch in einem allgemeineren Sinne konstitutiv für jede lokalisierte Ordnung, die der Autorität *per definitionem* räumlichen Ausdruck verleihen muß. Der Zwang, unter dem das Denken des Anacharsis Cloots steht (das im übrigen durchaus »naiv« genannt werden darf), besteht darin, daß es die Welt als Ort wahrnimmt - als Ort der ganzen

Menschheit gewiß, die allerdings auf der Organisation eines Raumes und der Erkenntnis eines Zentrums gründet. Spricht man heute vom Europa der Zwölf oder von der »neuen Weltordnung«, so stellt sich übrigens sogleich die Frage, wo sich denn nun wirklich das jeweilige Zentrum befinden soll: in Brüssel (von Straßburg gar nicht zu reden) oder in Bonn (von Berlin gar nicht zu reden), am Sitz der UNO in New York oder im Washingtoner Pentagon? Das Denken in Kategorien des Ortes begleitet uns, und die »Wiedergeburt« des Nationalismus, die ihm eine neue Aktualität beschert, könnte über eine »Rückkehr« zu jener Lokalisierung erfolgen, von der das Imperium als angebliche Präfiguration der zukünftigen Menschheit sich entfernt zu haben scheint. In Wirklichkeit war die Sprache des Imperiums dieselbe wie die der Nationen, die es ablehnen, vielleicht weil das alte Imperium ebenso wie die neuen Nationen erst zur Moderne finden müssen, bevor sie zur Übermoderne übergehen können. Das Imperium, als »totalitäres« Universum verstanden, ist niemals ein Nicht-Ort; vielmehr knüpft sich daran das Bild einer Welt, in der niemand jemals allein ist, alle einer ständigen Kontrolle unterworfen sind und die Vergangenheit als solche verworfen wird (man hat *tabula rasa* gemacht). Wie Orwells oder Kafkas Welt ist das Imperium nicht vormodern, sondern »paramodern«; da es die Moderne verfehlt hat, kann es unmöglich deren Zukunft ein-

leiten, und es kennt keine der drei Figuren der Übermoderne, die wir oben skizziert haben. Es ist sogar im strengen Sinne deren Negativ. Da es für die Beschleunigung der Geschichte unempfindlich ist, schreibt es sie ständig um; es bewahrt seine Bürger vor dem Gefühl der räumlichen Einengung, indem es die Freiheit des Reisens und der Information beschränkt; eben dadurch (und wie es seine verkrampten Reaktionen auf private Initiativen zugunsten der Wahrung der Menschenrechte zeigen) eliminiert es die individuelle Referenz aus seiner Ideologie und läuft Gefahr, diese Referenz außerhalb seiner Grenzen zu projizieren: als schillernde Gestalt des absolut Bösen oder der schlimmsten Verführung. Gewiß wird man hier zunächst an die ehemalige Sowjetunion denken, doch es gibt noch andere Imperien, große und kleine, und wenn manche unserer Politiker gelegentlich der Versuchung erliegen, die Einheitspartei und eine autoritäre Regierung zur Bedingung der Möglichkeit von Demokratie in Afrika und Asien zu erklären, dann erinnert das auf seltsame Weise an jene Denkschemata, deren archaischen, ja perversen Charakter sie verdammen, wenn es sich um Osteuropa handelt. Im Nebeneinander der Orte und Nicht-Orte wird das Politische den Ausschlag geben. Ohne Zweifel werden die Länder des Ostens und andere ihren Platz im weltweiten Verkehrs- und Kommunikationsnetz finden. Aber die damit verbundene Ausdehnung der

Nicht-Orte - empirisch aufweisbarer und analysierbarer Nicht-Orte, deren Abgrenzung zunächst ökonomisch erfolgt - hat bereits vom Denken der Politiker Besitz ergriffen, und sie fragen sich immer häufiger, wohin sie gehen, weil sie immer weniger wissen, wo sie sind.